

Roberto Simanowski

Der flexible Medienwissenschaftler als postmoderner Erbe klassischer geisteswissenschaftlicher Sozialisation: Interview mit Georg Christoph Tholen

2002-07-28

<https://doi.org/10.25969/mediarep/17550>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Simanowski, Roberto: Der flexible Medienwissenschaftler als postmoderner Erbe klassischer geisteswissenschaftlicher Sozialisation: Interview mit Georg Christoph Tholen. In: *Dichtung Digital. Journal für Kunst und Kultur digitaler Medien*. Nr. 24, Jg. 4 (2002-07-28), Nr. 4, S. 1–3. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/17550>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Der flexible Medienwissenschaftler als postmoderner Erbe klassischer geisteswissenschaftlicher Sozialisation: Interview mit Georg Christoph Tholen

Von Roberto Simanowski

Nr. 24 – 28.07.2002

Abstract

Prof. Dr. Georg Christoph Tholen wurde 2001 als Leiter ans Institut für Medienwissenschaften der Universität Basel berufen. Als promovierter Philosoph ist er seit 1992 Mitglied der AG Computer als Medium der Deutschen Gesellschaft für Informatik und steht auch als Mitherausgeber des Online-Journals für Kunst, Philosophie, Medien und Politik Zäsuren den neuen Medien sehr nahe. Roberto Simanowski befragte ihn zu den Eckpunkten aktueller Medientheorie und ihrer Praxis in Basel.

RS: Herr Tholen, in einem Aufsatz zur Metaphorologie der Medien erklärten Sie 2000: "Es reicht wegen der multi- oder intermedialen Durchlässigkeit des digitalen Codes nicht mehr aus, nur Kommunikationswissenschaft, Publizistik, Fernseh-, Theater- und Filmwissenschaft usw. in engen Fachgrenzen zu betreiben" Wie muss Forschung und Lehre organisiert sein? Was bedeutet das konkret für die Universitäten?

GCT: In dem von Ihnen erwähnten Aufsatz geht es mir um einen in epistemologischer Hinsicht grundlegenden Begriff der Medialität aller Medien, der eine eigenständige Wissenschaft fundieren sollte. Da nämlich Medien nicht nur instrumentelle Mittel sind, sondern unsere Welterfahrung und -wahrnehmung immer schon teilen und prägen (von der Sprache bis zum Internet), ist es diese sich uns mit-teilende Funktion der Medien, die die insterdisziplinäre Brücke zwischen den von Ihnen genannten Wissenschaften der Einzelmedien (von der Photographie über das Fernsehen bis zum digitalen Medienverbund) bilden könnte. Diese in

kulturwissenschaftlicher Hinsicht mir besonders wichtige Definition der Medienwissenschaft erlaubt es mithin, die Art und Weise der medialen Übertragung und Speicherung von Botschaften, Sinnwelten und Wertnormen in den Mittelpunkt von Forschung und Lehre zu rücken.

So kann medienwissenschaftliche Analyse die stets historisch eingeschränkten Bedingungen medialer Kommunikationen und symbolischer Ausdrucksformen des Menschen deutlich machen. Sie kann beispielsweise zeigen, wie und warum das digitale Medium zur Auflösbarkeit und Reproduzierbarkeit "alter" Medien führte. Medienwissenschaft erörtert den Wandel und den Spielraum medialer Repräsentationen - in der Ökonomie, der Politik, der Kunst und Kultur. Eben aufgrund der zentralen Bedeutung der Informations- und Kommunikationstechnologien müsste sich ein genuin interfakultäres Selbstverständnis beider Wissenschaftskulturen (Natur- und Geisteswissenschaften usw.) neu herausbilden. Und dies bedeutet zunächst: Abschiednehmen von einem zu instrumentell gedachten Technikverständnis, das in beiden Fakultäten vorherrschend war. Ansätze hierzu, beispielsweise Medieninformatik und Kulturwissenschaft in einem Studiengang zu verbinden, gibt es ja bereits.

RS: Es wurden in den letzten Jahren eine ganz Reihe von Medienwissenschaftsinstituten gegründet, was nicht automatisch hieß, dass auch immer jemand dabei war, der die neuen Medien verstand. Mitunter konzentrierte man sich ganz auf Film, Theater, Radio, Literatur, Zeitung und Fernsehen. Ebenso wird der Begriff Intermedialität keineswegs nur in dem von Ihnen skizzierten Sinne genutzt. Oft geht es dabei eher um die Anwesenheit eines anderen Mediums als Prä- und Intertext im eigenen - Literatur im Film, Malerei in der Musik - oder um allgemeine Aspekte wie die konstituierende Funktion der visuellen Phantasie in der Literatur. Handelt es sich hier um Versuche der Einzeldisziplinen, im Fahrwasser interdisziplinärer Begriffe doch recht eng am traditionellen Gegenstand zu bleiben?

GCT: Gewiss ist dies ein in der oben genannten Umwandlung von universitärer Ausbildung zu beobachtender Effekt der Einverleibung neuer Fragestellungen in alte Paradigmen. Ich finde ihn aber nicht nur schlecht. Denn: auch auf diese Weise wird die These der Intermedialität aller Medien, die ich oben skizzierte, als Fragehorizont deutlich. Und die strengere Definition der Intermedialität - nämlich auf den in jedem Wortsinne einschneidenden Zwischenraum zwischen den Medien (ihre dispositive Anordnung) zu achten, der sich nur experimentell erkunden lässt und zu neuen Darstellungsformen der symbolisch vermittelten Formen des Gedächtnisses und der Künste führen wird - wird sich bis zur normal science ausdifferenzieren. Unser weitgefächertes Curriculum hier in Basel wird eben diesen intermedialen Zusammenhang zwischen Kultur, Technik, Politik und Wahrnehmung (Aisthesis i.w. S.) in den Vordergrund stellen.

RS: Der Titel Ihrer Antrittsvorlesung lautet bezeichnenderweise: "Dazwischen - Der Ort der Medien". Wo wäre also der Ort der digitalen Literatur in der Universität? Welchem Instituts sollten wir ein Exemplar dieses Buches schicken?

GCT: Natürlich unserem Institut für Medienwissenschaften; aber auch dem Deutschen Seminar. Nochmals: nur in der Doppelkompetenz, die aus bewährten Interpretationsverfahren, wie sie etwa die Germanistik zu lehren weiss, und aus medienwissenschaftlicher Diskursanalyse sich entwickeln wird, werden sich Kriterien dessen, was sich als digitale Literatur bestimmen lassen könnte und zu einem erweiterten Kanon des kulturwissenschaftlichen Wissens beitragen könnte, aufstellen lassen. So erst können wir hoffen, einen auch in ästhetischer Hinsicht haltbaren und doch zukunftsstoffenen Rahmen 'neuer' literarischer Ausdrucksformen finden zu können.

RS: Welchen Ansatz verfolgt das Baseler Institut für Medienwissenschaften?

GCT: Wir entwerfen zur Zeit ein Modell der Lehre und Forschung, das sich aus den oben genannten Kriterien beinahe wie von selbst ergeben soll: Das Studiengangprofil orientiert sich strikt daran, ein historisch und systematisch orientiertes 'Reflexionswissen' über die Struktur der Medien als erste Medienkompetenz zu vermitteln. Zugleich aber wird der medienpraktischen und 'medientechnischen Kompetenz', für die die Abteilung "Bild- und Medientechnologien" federführend verantwortlich zeichnet und welche ergänzt wird durch praktische Kurse zu den klassischen massenmedialen Tätigkeiten (Radio, Fernsehen, Printmedien), ein grosser Stellenwert beigemessen. Und die dritte Säule bildet das 'Orientierungswissen', unter dem ich die zeitnahe Erkundung des medialen Wandels der Mediensysteme, -kulturen und -subkulturen verstehe. Der flexible Medienwissenschaftler, der Verantwortung übernehmen wird und dessen Berufsperspektiven aufgrund der digitalen Medienimplosion unschärfer (und das heisst auch vielfältiger) als früher sein werden, ist unser Idealtypus, der sich nur im interdisziplinären, modularen Modell sozialisieren wird. Gewiss eine hybride Gestalt, gemessen an einer klassischen geisteswissenschaftlichen Sozialisation. Und doch soll er gerade diese - unter postmodernen Vorzeichen - beerben.